

## **Ein Konglomerat**

Der Aufenthaltsraum mit Küchenzeile, langem Esstisch, schwarzer Couchecke und großem TV-Bildschirm ist Treffpunkt der wild zusammengewürfelten Schicksalsgemeinschaft auf Zeit. Vera kommt der Haufen vor wie ein Konglomerat aus bunten Kieselsteinen, von dem immer wieder etwas abbröckelt. Aber sie selbst fühlt sich inzwischen als Urgestein, seit Monaten fest verbacken mit dieser psychiatrischen Station, mit diesem Krankenhaus am Rande der Stadt.

Das Tagesprogramm dient als Kitt, der das Geröll zusammenhält. Die von Woche zu Woche neu verteilten Gemeinschaftsaufgaben sollen für Kooperation sorgen, bringen aber auch Zwist, bis hin zu Handgreiflichkeiten, so dass das Pflegeteam manchmal dazwischengehen und schlichten muss. Wer sich drückt oder einfach nicht funktioniert, erntet Empörung. Das bringt die Morgenrunde in Schwung.

Sie war fürs Spülen eingeteilt, aber sie ist einfach abgehauen!

Er sollte die Pflanzen gießen, aber er hat sie vertrocknen lassen!

Die Küche wurde nicht aufgeräumt nach dem Kochen, wer war dran?

Hilfsbereitschaft gibt es auch, gelegentlich. Als Vera ihren Menüteller nicht aufbekommt, weil sich unter dem Deckel ein Vakuum gebildet hat, ist das ein Fall für die energische Gisela, die nach einer Woche „draußen“ wiedergekommen ist. Gib mal her! Sie hat mehr Kraft, so viel Kraft, dass der Deckel aus angeblich unzerbrechlichem Kunstporzellan zerbricht und Tomatensoße über den Tisch spritzt. Gisela ist mehr erschrocken als Vera und schämt sich. Sie überreicht Vera später eine Tafel Schokolade aus ihrem Depot im abgeschlossenen Spind.

## **Leila**

Vera und Leila reden wenig miteinander. Nach einigen gemeinsamen Nächten in Zimmer 120 der Station P3 sagt Leila: Ich hätte nicht gedacht, dass eine Frau wie du so laut schnarchen könnte. Dabei lächelt sie.

Leila kann auch laut sein. In einer Weise, die Vera bei ihr nicht vermutet hätte. Sie hört sie im Treppenhaus singen. Große Oper! Es klingt nicht abgrundtief falsch, nur ein bisschen. „Ach, ich fühl’s, es ist verschwunden. Ewig hin der Liebe Glück! Nimmer kommt ihr, Wonnestunden, meinem Herzen mehr zurück!“ Erkennbar Mozart, Zauberflöte. Leila als Pamina auf dem Treppenabsatz. Ihr Publikum: vorbeihuschende Ärzte und Menschen mit psychischem Knacks, die sich die Stufen hochquälen. Vera wird sie nicht fragen, ob Singen ihr Hobby ist. Vielleicht hat sie auf Bühnen gesungen und ist abgestürzt. Oder sie hat den Sprung auf die Bühne nicht geschafft. Besser nicht fragen. Oder sie hat erfolgreich vor Publikum gesungen. Besser nicht fragen, dann könnte sie Oberwasser bekommen. Das bekommt Leila allmählich sowieso. Nach zwei Wochen kann sie die Klinik wieder verlassen und verabschiedet sich lächelnd, indem sie ihre Zimmergenossin an sich drückt mit einem „Ach, Vera!“

## **Staubflocken und Aschewolke**

Beim Aufwachen klebt ihr Rücken am feuchten Laken. Was geht nachts in ihr vor? Albträume, die bei Tagesanbruch wie Fledermäuse in ihrem Unterschlupf verschwinden? Oder Hormone im Aufstand? Sie braucht noch immer Tabletten zum Einschlafen, aber einen erholsamen Schlaf bescheren sie ihr nicht. Sie fühlt sich am frühen Morgen so erschöpft, als ob sie in der Nacht mit dunklen Mächten gekämpft hätte.

Manchmal braucht sie Stunden zum Aufstehen, auch weil ihr nicht einfällt, was sie anziehen könnte. Zu Hause gibt es keine Antreiber, keinen fremdbestimmten Stundenplan. Sie kann sich gehenlassen. Wenn es denn ein Genuss wäre, wie ein Segelflug nach dem Ausklinken von der Seilwinde. Aber so schwerelos fühlt sich Vera nicht. Eher so erstarrt wie eine Frau in Pompeji – ersticktes, in erkalteter Asche eingebackenes Leben. Doch unter der Oberfläche ein ungeduldiges, verzweifertes Brodeln. Ein abgrundtief schlechtes Gewissen – so viel verplemperte Zeit! Vera lässt

den Kopf hängen, von der Bettkante zum Boden runter. Ihr Handy ist in hohem Bogen vom Federbett geflogen, als sie ihre Knie aufstellte. Es liegt nun weich gebettet auf einer dicken Staubschicht unter dem Bett. Sie pustet es frei. Staubflocken wirbeln auf, landen auf ihren Wimpern, bringen sie zum Husten. Wie der Ascheflug in Xalitla.

*Die Aschewolke vom Popocatepetl hatte das ganze Dorf bedeckt, die Wellblechdächer, das löchrige Kopfsteinpflaster, die Bäume, die ihre Strünke kahl in den Himmel reckten, die Milpas, die kleinen Felder mit Maisstauden, um die sich Bohnen ranken. Xalitla sah aus wie ein Alpendorf nach frischem Schneefall, nur nicht so strahlend weiß. Die vulkanische Asche blieb liegen, drang durch alle Ritzen der Holzhütten, fand ihren Weg in die getünchten Lehmhäuser und in die mehrstöckigen, unverputzten Betonbauten der Dorfmoderne. Vera sieht sich den Metallriegel ihrer Kammertür beiseiteschieben. Sie hört ihn quietschen. Die einzige Glühbirne an der Decke bescheint Tisch, Stuhl und Bett, grau gepudert. Ihre Hände spüren, wie sie sich ihres gelben Helms und der Gasmasken entledigt, mit der die Profis draußen rumlaufen. Sie fühlt die Bettdecke in ihrer Hand, die sie zurückschlägt. Und wie sie das Kissen durchschüttelt, das sich gebärdet, als würde es Federn lassen.*

## **Auf Hochtouren**

Lustvolle Leichtigkeit empfindet Vera beim Schweben im Wasser und beim Dahingleiten in der Luft. Eingesperrt war sie lange genug. Hinter verschlossenen Türen, „beschützt vor sich selbst“. Und ihr Selbst hatte sich in ihr Innerstes zurückgezogen. Essen, Trinken, Schlafen – alles andere war ihr in der Klinik zu viel gewesen. Sprechen, lesen, malen, zuhören – zu mühsam für ihren dumpfen Kopf. Es war ihr manchmal vorgekommen, als ob ihr System in einen Energiesparmodus geglitten wäre.

Doch nun ist alles wieder hochgefahren. Vera läuft auf Hochtouren. Und damit stellen sich Hunger und großer Durst ein, wie nach einer beschwerlichen Wanderung in schwarzem Vulkansand. Jetzt ist Vera begierig nach Seelennahrung. Nach Musik, Theater, Kino, Kunst. Sie tankt Kultur, als ob sie nicht nur einen leeren Kanister wieder auffüllen, sondern auch einen Vorrat für später anlegen müsste.

Von Corinna begleitet, besucht sie ein Open-Air-Konzert der Amigos del Caribe. Die Salsa-Rhythmen lassen ihre Beine kribbeln und zucken. Und als die Band den Mutigen, die es wagen würden, auf der Bühne einen Tanz hinzulegen, eine CD verschenken möchte, ist sie nicht mehr zu halten. Der Hüftschwung liegt ihr doch im Blut, wenigstens in der mexikanischen Hälfte ihres Blutes. Sie springt auf die Bühne und sieht sich einem jungen Mann gegenüber, mit dem sie sich in den Rhythmus fallen lässt. „*La vida es un carnaval*“, das Leben ist ein Karneval, singt die Sängerin im schwarzen Glitzerkleid, das so aufreizend eng wie kurz ist. Trompeten blasen Fanfaren in den Nachthimmel, Bongotrommeln erzittern ...